Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1946-1947)
Heft: 9

Artikel: Das unvergängliche Pascals
Autor: Nigg, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758540

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS UNVERGÄNGLICHE PASCALS[1]

VON WALTER NIGG

Nur mit einigem Zögern kann man über das Unvergängliche Pascals reden. Das Thema überragt zum voraus alle Ausführungen, und unmöglich ist es, Pascals Ruhm mit einer Lobrede noch zu mehren. Ein Fürst im Reiche des Geistes stellt seine adelige Erscheinung dar, dessen hoheitsvolles Antlitz sich unvergeßlich einprägt. Aber ungeachtet der ehrenden Worte, mit denen sein Name in der Pascal-Renaissance der letzten Jahre erwähnt wird, steht dieser Christ noch immer als ein ungelöstes Rätsel da. Zu viel der widersprechenden Tendenzen lebten in dieser hintergründigen Natur, die nicht leicht erhellt werden kann. Gehört Pascal doch nach Guardini zu den Menschen, die nicht definiert werden können. Im letzten Grunde läßt sich nur vermuten, wer Pascal eigentlich war. Auch in dieser Stunde kann sein Geheimnis nicht ergründet werden. Nur ein Versuch soll unternommen werden, jenes Unsterbliche zu formulieren, das Pascal zum ewigen Begleiter macht und jene Frage abzuklären: Was ist es, was man liebt, wenn man Pascal liebt? Zur Erreichung dieses Zieles seien einige Bilder aus dem erstaunlichen Leben dieses Franzosen heraufbeschworen, wobei das zeitgeschichtliche Gemälde, welches dem Ganzen erst den notwendigen Rahmen geben würde, aus Zeitgründen leider weggelassen werden muß. Jedes der nachfolgenden Bilder läßt nur einen Teilausschnitt aus Pascals Unvergänglichem aufleuchten, und erst alle zusammen mögen auf jenes neue Pascal-Porträt hinweisen, um das wir heute ringen.

I

Das erste Bild zeigt uns den 12jährigen Pascal, der, von seinem Vater unterrichtet, nie eine Schule besucht und nie ein Lehrbuch der Geometrie gesehen hatte, wie er eines Tages auf dem Fußboden seines Zimmers mit einer Kreide Kreise und Dreiecke zu zeichnen begann, deren Seiten und Winkel gleich waren, die Proportionen zwischen den Figuren suchte, Axiome und Beweise aufstellte und seine Untersuchung

[1] Vortrag gehalten an der Universität Zürich am 12. Dezember 1946.

von sich aus so weit trieb, daß er damit, ohne es zu wissen, zum 32. Satz des ersten Buches von Euklid kam, von dessen Existenz er keine Ahnung hatte. In diesem Moment trat unbemerkt sein Vater in das Zimmer. Er hatte bis dahin dem Sohn absichtlich jegliche Mathematik vorenthalten und erschrak ob der Größe dieses genialen Vorganges dermaßen, daß er, ohne ein Wort zu sagen, den überraschten Knaben verließ. Die grenzenlose Verwunderung des Vaters war begreiflich und hat sich später noch mehrfach wiederholen können, als der 16jährige seine Abhandlung über die Kegelschnitte verfaßte, vier Jahre später die erste Rechnungsmaschine erfand und schließlich auch eindeutig den Beweis für den luftleeren Raum erbrachte. Alle diese Leistungen haben Pascals Ruhm auf dem Gebiet der Mathematik und der Physik begründet, welches Interesse den Ausgangspunkt seines Lebens bildet.

Noch größer als die unfaßliche Genialität, mit welcher der jugendliche Pascal auf naturwissenschaftlichem Gebiet sich in die Reihe der größten Geister stellte, ist die echt wissenschaftliche Haltung, die hinter seinen Entdeckungen stand. In der damals wichtigsten Streitfrage, ob in der Forschung das Ansehen der Alten oder das Experiment den Ausschlag zu geben habe, hat sich Pascal unmißverständlich gegen die Berufung auf Aristoteles entschieden: Mit Autoritäten beweisen wir nichts! Auf wissenschaftlichem Gebiet kommt es nur auf das Experiment an, alles andere zählt nicht. Mit dieser Antwort hat sich der sonst eher konservativ veranlagte Pascal mit völliger Klarheit für das neue Denken ausgesprochen, das im Abendland seit der Renaissance um den Durchbruch rang, und das erst die große Entwicklung der Naturwissenschaften in der modernen Zeit ermöglicht hat.

Der Entscheidung Pascals in dieser Frage kommt eine prinzipielle Bedeutung zu, deren Tragweite bis in die Gegenwart nachwirkt. Ihr tieferer Sinn ist darin zu sehen, daß Pascal mit dieser Haltung in die Reihe der Kämpfer gegen das autoritative Denken trat, das bis auf den heutigen Tag seinen lähmenden Einfluß ausübt. Wie glaubt doch der Theologe noch heute, eine dogmatische Behauptung sei erwiesen, wenn er hiefür eine Aeußerung des Apostels Paulus anführen könne. Mit welch bleiernem Gewicht lastet auf der sozialistischen Bewegung die Autorität von Karl Marx, mit dessen Namen alle Einwände niedergeschlagen werden. Autoritatives Denken ist immer der Feind aller geistigen Entwicklung, dem keine neuen, vorwärtsführenden Einsichten geschenkt werden. Gegenüber diesem unfruchtbaren Denken hat Pascal mit seiner Feststellung recht: «Wie groß die Autorität jenes Altertums auch sei, die Wahrheit muß immer den Vorrang haben, wie neu entdeckt sie auch sei; denn sie ist stets älter als alle Meinungen, die man über sie erbracht hat.» Dieser Einstellung ist Pascal stets treu

geblieben, auch als die Beschäftigung mit religiösen Problemen die naturwissenschaftlichen Fragen in den Hintergrund drängte. Allezeit stellte er die Verpflichtung gegenüber der Wahrheit höher als die Ehrfurcht vor den Werten der Tradition, und sein Befreiungskampf gegen das autoritative Denken schließt weitreichende Konsequenzen in sich. Indem er grundsätzlich sich nicht vor Autoritäten beugte, wird eine erste neue Aktualität Pascals sichtbar, die gewöhnlich im Kreise seiner religiösen Verehrer nicht beachtet wird.

II

In einem zweiten Bild ist zu sehen, wie der in den Dreißigerjahren stehende Pascal in seiner Pariser Wohnung damit beschäftigt ist, seine schönen Möbel, die schweren Teppiche, das massive Silbergeschirr, ja sogar die wertvolle Bibliothek — mit Ausnahme der Bibel und Augustins Werken — zu verkaufen. Der inzwischen sich dem strengen Christentum der Jansenisten von Port-Royal zugewandte Forscher hat seine Dienstboten entlassen, macht sein Bett selber und sitzt in seiner Küche, wo er seine Mahlzeiten aus einem irdenen Gefäß mit einem gewöhnlichen Holzlöffel zu sich nimmt. Um sich zu kasteien, trug er auf dem bloßen Leib einen mit Stacheln versehenen Gürtel. Als ein Mensch, der sich von der Welt zurückgezogen hatte, bemühte sich Pascal, die interessanten Wissenschaften zu vergessen und sich an deren Stelle mit der Gestalt des almosenheischenden Armen zu beschäftigen. Das wissenschaftliche Interesse ganz zu unterdrücken, wollte ihm jedoch nicht gelingen, da er plötzlich wieder unter heftigen Zahnschmerzen die Frage des Roulettes löste und noch kurz vor seinem Tode die erste Omnibus-Einrichtung in Paris begründete.

Es war diese asketische Lebensführung Pascals, die Goethe den Ausruf entlockte, daß nichts so sehr der Religion geschadet habe als die kranke Auffassung des Mannes von Port-Royal. Auch Nietzsche empörte sich über das Bild des demütig gewordenen Pascal dermaßen, daß er zähneknirschend meinte, man könne es dem Christentum nie verzeihen, einen solchen Menschen wie Pascal zugrunde gerichtet zu haben. Dieser Ingrimm ist nur zu begreiflich und durchzieht unausgesprochen beinahe die ganze Pascal-Literatur, die fast ausnahmslos an diesem qualvollen Abwürgen des wissenschaftlichen Geistes Anstoß nimmt und dieses düstere Büßerleben als schwer zu verstehen empfand. Man hat diesen verzweifelten Weg Pascals aus seiner schweren Krankheit zu erklären versucht, die ihn einmal bekennen ließ, daß er seit seinem achtzehnten Lebensjahr keinen Tag ohne Schmerzen zugebracht habe.

Doch verrät diese Erklärung ein Hängenbleiben an der bloß äußeren Wahrnehmung, welche den innersten Kern von Pascals Persönlichkeit nicht berücksichtigt. In erster Linie ist Pascals Askese ein bemerkenswertes Anzeichen dafür, daß er nicht wie die rhetorische Gläubigkeit die hohen Worte des Christentums im Munde führt und dabei gemütlich lebt wie ungefähr alle andern Menschen auch leben. Es ist in seiner Askese das Bemühen zu sehen, ein dem Evangelium entsprechendes Leben zu führen. Dieses rücksichtslose Ernstnehmen ist bereits eine Tat, der großes Gewicht zukommt. Den Hintergrund dieser heiligmäßigen Lebensführung ahnt man jedoch nur, wenn man auf jenes Gottes-Erlebnis achtet, das Pascal in der mitternächtlichen Stunde des 23. November 1654 zuteil wurde, und von dem das bekannte «Memorial» noch eine schwache Vorstellung vermittelt. Ihm selbst war es nur möglich, dieses überwältigende Geschehen mit der Metapher «Feuer» zu umschreiben. Wie Moses war Pascal vor dem brennenden Busch gestanden, von dessen Flammen sein Leben fortan verzehrt wurde. Die Uebersinnlichkeit dieses zeugenlosen Vorganges bildet den Mittelpunkt in Pascals Leben, das von nun an auf Christus ausgerichtet blieb. Ihm war auf dem Weg des subjektiven Erlebens eine persönliche, unumstößliche Gottes-Gewißheit gegeben worden. Von der existentiellen Christlichkeit, die er von da ab zum Ausdruck brachte, ist aber der finstere Asketismus nur das äußere Gewand, das eine wesentlich andere Seele in sich birgt. Im Innersten von Pascals oft schwermütigem Geist, der so gar nichts Gelöstes zu haben scheint, herrscht, in namenlose Düsternis eingehüllt, die religiöse Freude. Pascal hat, was bis dahin merkwürdigerweise übersehen wurde, um die religiöse Freude gewußt. Bereits in jener nächtlichen Gottes-Begegnung entrang sich seinem verzückten Mund der wahnsinnige Aufschrei: «Freude, Freude, Freude, Tränen der Freude . . .» Die Worte sind unauffindbar, um von diesem ekstatischen Jubel, der nur mit dem Aufsteigen einer Lerche verglichen werden kann, adäquat zu reden. Von der religiösen Freude hat Pascal in einem seiner Briefe, welche sonst das Geheimnis seines Daseins mehr verschweigen als enthüllen, geschrieben: «Man würde niemals die Freuden der Welt verlassen und das Kreuz Jesu Christi umarmen, wenn man in der Niedrigkeit, in der Armut, in der Entblößung und in der Aechtung durch die Menschen nicht eine größere Süßigkeit fände als in den Wonnen der Sünde. Man verläßt die Welt nur um anderer größerer Freuden willen . . . Die Weltleute kennen diese Freude nicht.» Was die religiöse Freude ist, läßt sich mit theologischen Formeln schlechterdings auch nicht einmal annähernd ausdrücken. Und doch ist ihr strahlender Glanz das allein Wichtige, neben deren zauberhaften Seligkeit alles andere verblaßt. Sie ist das unaussprechliche Mysterium, über das

nicht zu laut geredet werden kann, das innerste Herzblatt des Evangeliums, ohne dieses glühende Erlebnis alles Christentum nur ein graues Spinngewebe ist. Einzig von dieser religiösen Freude aus empfängt die letzte entscheidende Phase von Pascals Leben ihren wahren Sinn und zugleich jene unumgängliche neue Beleuchtung, welche seiner ganzen Biographie ein verändertes Aussehen gibt.

III

Das dritte Bild zeigt Pascal bei der Niederschrift der pseudonym herausgegebenen Briefe gegen die Jesuiten, welche er gerade im Hause gegenüber dem Jesuitenkollegium verfaßte. Keineswegs hat er sie mit genialer Gebärde schnell aufs Papier geworfen, sondern fühlte sich von seinem Gewissen gedrängt und war sich der schweren Verantwortung voll bewußt. Immer neue Entwürfe fertigte er an, und einzelne Briefe hat er nicht weniger als dreizehnmal geschrieben, bis sie sowohl inhaltlich wie sprachlich seinen hohen Ansprüchen genügten. Obwohl es eigentlich nur Flugblätter waren, sind sie hinausgegangen und haben in der Oeffentlichkeit jene gewaltigen Stürme ausgelöst, die ganz Frankreich in Atem hielten. Mächtige Wogen der Entrüstung und der Zustimmung riefen die Provinzialbriefe hervor, die Pascal dermaßen anstrengten, daß er zuletzt vor Erschöpfung in Ohnmacht sank.

Pascal hat mit seiner scharfen Polemik den damals entarteten Jesuiten jene schweren Schläge versetzt, von denen sie sich nie mehr ganz erholten. Seit den Provinzialbriefen hat das Wort «Jesuit» den schlechten Klang bekommen, der ihm geblieben ist. Pascal hat diesen Kampf als Einzelner geführt und wurde dadurch in ein religiöses Drama verwickelt, dessen Einzelheiten man nicht ohne Ergriffenheit verfolgen kann. An seiner überquellenden Angriffslust nahmen zuletzt sogar die Insassen von Port-Royal Anstoß und ließen ihn schmählich im Stich. Damit hat dieser große Individualist das Schicksal des wahren Christen zur Anschauung gebracht, der immer allein gegen dreißigtausend ankämpfen muß, wie er sich ausdrückte und nie auf diese einsame Unabhängigkeit verzichten darf. Er ließ sich an der sachlichen Notwendigkeit dieses Kampfes nicht irremachen, auch dann nicht, als der Papst seine Jesuitenbriefe auf den Index setzte. «Mögen meine Briefe in Rom verdammt sein, was ich in ihnen verdamme, ist im Himmel verdammt. Dein Gericht, o Herr Jesus Christus, rufe ich an», schrieb Pascal, damit ein prachtvolles Beispiel seiner Freiheit von jeglichem autoritativen Denken auch in religiöser Beziehung gebend, mit dem er hart an die Grenze des Ketzers streifte. Aber mit seinem

äußerst verwegenen Katholizismus hat er doch nicht die Gebärde der Auflehnung ausgeführt. Im schmerzlichsten Gewissenskonflikt hat Pascal erklärt: «Ich werde mich niemals aus der Gemeinschaft der Kirche lösen», und diese Aeußerung darf nicht als Schwäche beurteilt werden. Daß Pascal innerhalb seiner Konfession Protest erhoben hat, gehört zu seinem Unvergänglichen, da die empirische Kirche die oppositionellen Gewissenserwecker nötiger hat als jene geistlichen Pfuschärzte, die nach dem Buche Hiob die Wahrheit mit Lügen übertuschen und Gott mit Trug verteidigen wollen. Pascal war von einer richtigen Ueberlegung geleitet, daß er die aufreibende Spannung bis zuletzt ausgehalten hat und nicht aus seiner Kirche ausgebrochen ist. Er wäre nur ins Leere hinaus geschritten und hätte sich als Apostat um jeglichen Einfluß gebracht. Ein Pascal innerhalb der Kirche besaß ein viel bedeutsameres Gewicht als ein Pascal außerhalb ihres Raumes.

Die Beurteilung dieses aufwühlenden Kampfes mit den Jesuiten ist das entscheidende Kriterium für jedes Pascal-Verständnis, da Pascal ohne die Provinzialbriefe nicht mehr Pascal ist. Leider gehören die Ausführungen, die man darüber in der umfangreichen Pascal-Literatur lesen kann, zum Unbefriedigendsten. Die Katholiken haben begreiflicherweise den Jesuiten recht gegeben, während die protestantische Pascal-Forschung ebenso natürlich den Jansenisten zugetan war. Die überkonfessionelle Betrachtungsweise wird sich bewußt von diesen beiden Parteistandpunkten frei machen, weil sie das Problem nicht nach einem allzu vereinfachten Schema beurteilen kann. Die Wahrheit in jenem erbitterten Streit lag gewiß nicht auf der Seite der damals leichtgeschürzten Jesuiten, aber auch nicht ohne weiteres bei den pietistischen Jansenisten, sondern auf einer dritten Ebene, die weder in Laxheit noch in Rigorismus besteht.

Den bleibenden Sinn dieser Auseinandersetzung erfaßt man nur, wenn der Jesuitismus überhaupt nicht bloß als eine historische Erscheinung verstanden wird, die auf den Orden des Ignatius von Loyola beschränkt werden darf. Nach Franz Overbecks Auffassung ist der Jesuitismus nichts weiter «als die kryptoasketische Vertretung des Christentums in der Welt und eben darum die Konsequenz jeder christlichen Theologie». Wenn diese Definition, Jesuitismus sei weltklug gewordenes Christentum, zu Recht besteht, so gewinnt Pascals Kampf eine unheimliche aktualisierte Nähe, der man sich nicht mit seinem protestantischen Heimatschein auf bequeme Weise entziehen kann. In der Tat findet sich dieser sublimierte Jesuitismus gegenwärtig in beiden Konfessionen, er ist die schleichende Theologenkrankheit, der man fatalerweise zuweilen auch in nur schlecht verhüllter Form inmitten von protestantischen Ausführungen der Gegenwart und anderswo begegnen kann. Ueberall, wo die Schlangen-

klugheit über die Taubeneinfalt gesiegt hat, wo das Kirchliche im Grunde als Lechzen nach Machtausübung aufgefaßt wird, wo ein sich in mondänes Aussehen kleidendes Christentum auf Erfolg um jeden Preis aus ist, liegt dieser interkonfessionelle Jesuitismus vor, den Pascal vom Standpunkt eines integralen kompromißfreien Evangeliums aus so scharf bekämpft hat. Wer aber will im Ernste behaupten, gegen diese beständig drohende Gefahr immun zu sein? Welcher heutige Christ kann in diesen scharf geschliffenen Seelenspiegel von Pascals Provinzialbriefen hineinblicken, ohne peinlich erröten zu müssen? Wenn man sich nicht einer pharisäischen Selbstgerechtigkeit schuldig machen will, kann man hier zuletzt wirklich nur jenes Wort von Luther anführen: «Wollte Gott, daß du und ich des Sauerteiges auch frei wären und rein dastünden.»

IV

Das vierte und letzte Bild stellt dar, wie der erst 39jährige Pascal nach furchtbarer Agonie auf seinem Totenbett liegt, und von seinem Antlitz noch jene ergreifende Totenmaske genommen wird. Neben seinem Bett stand ein Nachttischchen, und als man es öffnete, fanden sich darin eine Unmenge beschriebener Zettelchen, die kaum zu entziffern waren. Sie wurden schließlich veröffentlicht und sind unter dem Namen «Pensées» in die Weltliteratur eingegangen. Diese Notizen bilden das große Geschenk des Toten, enthalten sie doch das unausgeschöpfte Erbe Pascals, in welchem er noch am deutlichsten zu unserer Zeit spricht und welches seine wahre Gegenwartsbedeutung ausmacht. An diesem Vermächtnis hat er in den letzten Jahren seines Lebens mit fieberhaftem Interesse gearbeitet, und es ist gleichwohl nur ein Torso geblieben. Als grandiose Dichtung hat Vinet dieses Nachlaßwerk empfunden, das schon der Roman einer großen Seele genannt wurde, dessen geheimnisvoller Held eine Art französischer Faust sei. Eine bedeutsame Wegweisung findet sich in diesem Buch, das den Menschen zu führen imstande ist, und in welchem es Antworten gibt, denen man sonst kaum begegnet.

Der Nachteil, der diesem Buch anhaftet, hängt mit dem Gedanken der Apologie zusammen, mit welcher Pascal die Ungläubigen verwirren wollte, und der bei aller Scharfsinnigkeit doch immer etwas Unerquickliches hat, weil niemand es liebt, eingefangen zu werden. Da Pascal sein apologetisches Unternehmen jedoch nicht als kirchlicher Agent betreibt, sondern als aufgeschlossener Weltmann, ist seinen Ausführungen eine innere Gewalt eigen, denen auch derjenige wirkliche Größe zuerkennen muß, der die «Pensées» vor allem als

lebendige Fragestellung und nicht als fertige Lösung bewertet. Pascals Gedanken sind gleichsam unter dem Gesichtspunkt geschrieben: «Jesus wird im Todeskampfe ringen bis ans Ende der Welt, man darf nicht schlafen während dieser Zeit.» Dieser Aspekt hat Leo Schestow veranlaßt, Pascals Philosophie unter dem Titel «Die Nacht zu Gethsemane» einer hintergründigen Untersuchung zu unterziehen. Ein ganz radikales Denken arbeitet in diesem Nachlaßwerk Pascals die unheimlichsten Situationen heraus, die ein förmliches Grauen auslösen. Nach Boileaus Urteil «glaubte dieser große Geist beständig einen Abgrund zu seiner Linken zu sehen und ließ dorthin einen Sessel stellen, um sich zu sichern. Seine Freunde, sein Beichtvater, seine geistlichen Leiter hatten ihm gut sagen, daß da nichts zu fürchten sei, daß dies nur die Anzeichen einer durch abstrakte und metaphysische Studien erschöpften Einbildungskraft seien; er war mit ihnen hierin ganz einig, und eine Viertelstunde später gähnte von neuem der Abgrund, der ihn erschreckte.» Der schauerliche Blick in diese Tiefe ließ Pascal in solch erschütternder Weise von der Welt als jenem Lande reden, in welchem die Wahrheit unerkannt umherirrt, und die ihn mit seiner «Bürgerkriegstheologie» zum Gegenpol des harmonischen Menschen machte. Gleichsam aus der Unterwelt stiegen jene grollenden Töne herauf: «Elende Menschen, die mich gezwungen haben, vom Urgrund der Religion zu reden.»

Die «Pensées» sind ein Buch voller Widersprüche und Paradoxien, die am Schluß jeder Wahrheit sich daran erinnern, daß das Gegenteil auch irgendwie wahr ist. Die Antithese als die Grundform seiner Bemühung enthüllt Pascal als einen der leidenschaftlichsten Denker aller Zeiten, der das Geistige als beständigen Kampf auffaßte. Er glühte förmlich, und in all seinen intensiven Ausführungen spürt man den heißen Atem eines außerordentlich bewegten Menschen. Es ist die Leidenschaft des Geistes und nicht die triebhafte Affektgeladenheit, die ihn erfüllt und ihn nicht aus erwerbsmäßigen Gründen mit den höchsten Fragen sich beschäftigen ließ. Der Einsatz der ganzen Persönlichkeit verleiht den «Pensées» jenen unsterblichen Glanz, deren kühnes Denken sich mit keiner Scheinantwort abfindet. Pascal schreibt, ähnlich wie Kierkegaard, in Fechterstellung. Er hat einen Gegner vor sich, mit dem er sich auseinandersetzt und dem er an die Kehle greift, ihn förmlich wie ein Ringkämpfer umschlingt und mit keuchender Leidenschaft auf ihn lostrommelt. Dieser Gegner ist niemand anderer als der neuzeitliche Mensch, wie er sich in Montaignes Essays und Déscartes Philosophie zu Worte meldet, die Pascal nicht umsonst mit solch brennenden Augen gelesen hatte. Den modernen Menschen mit seiner dünkelhaften Indifferenz aus seiner Verschanzung herauszuwerfen und ihm nachzuweisen, wie seine Lebensrechnung am wichtig-

sten Punkt nicht stimmt, ist Pascals vornehmstes Ziel. Darum läßt er sich mit ihm in ein solch erregendes Gespräch ein, bei dem man Schlafen und Essen vergißt. Das Eindrucksvolle aber an dieser leidenschaftlichen Diskussion besteht darin, daß Pascal keinen Augenblick außer acht läßt, daß dieser Gegner nicht als ein zurechtgemachter Popanz ihm gegenübersteht, sondern sich auch in seinem eigenen Innern befindet. Er selbst ist dieser neuzeitliche Mensch, der das süße Gift der Skepsis mit gierigen Zügen eingeschlürft hat. Dieser Skepsis hat er solch verführerischen Ausdruck zu geben vermocht, daß viele Interpreten zu der Annahme kamen, Pascal bringe damit seine eigene agnostische Auffassung zur Sprache. Dieses Kämpfen gegen sich selbst bildet eines der tiefsten Wesensmerkmale von Pascals Denken, der dadurch eines der grandiosesten Bekenntnisse ablegte, welches Wahrheit als unermüdliches Suchen und nicht als fertigen Besitz vertritt. Wahrheitsforschung als Passion, mit dieser Formel dürfte man vielleicht den ewigen Gehalt der «Pensées» charakterisieren. Doch ist es Pascal nicht um ein sportliches Suchen bloß um des Suchens willen zu tun, anerkannte er doch nach eignem Geständnis nur jene an, «die unter Tränen suchen». Nur diesem stöhnenden Suchen wird zuletzt jene köstliche Erfüllung geschenkt, welche alles Gefundenhaben als Ansporn zu neuem Suchen erlebt, ein Wechselspiel, das in einem Menschenleben nie aufhören darf, soll es nicht der Erstarrung anheimfallen.

Es hängt mit der Leidenschaftlichkeit von Pascals Denken zusammen, daß die «Pensées» nur in der Form einer umfangreichen Aphorismensammlung auf die Nachwelt gekommen sind. Man hat es schon lebhaft bedauert, daß es dem französischen Religionsphilosophen nicht vergönnt war, seinen imposanten Bau auch zu Ende zu führen. Der Tod rief ihn ab, bevor nur der Plan sichtbar wurde, welchen er dem Ganzen zugrunde legen wollte, und der auch nachträglich nicht mehr rekonstruiert werden kann. Doch statt den unfertigen Charakter von Pascals Werk zu beklagen, ist es vielleicht angebracht, darin vielmehr den Vorzug seiner Hinterlassenschaft zu sehen. Das Unvollendete ist nicht in der bloßen Zufälligkeit seines allzu frühen Hinschiedes begründet, denn in solchen Dingen gibt es keinen Zufall. Wer Pascal liebt, der liebt auch ganz besonders diese fragmentarische Unfertigkeit, die gerade viel zu seiner Modernität beigetragen hat. Die «Pensées» sind nicht nur äußerlich nicht fertig, sie sind es auch innerlich nicht. Pascal hat ganz bedeutsame Fragen unentschieden gelassen, weil mit den großen metaphysischen Problemen überhaupt niemand zu Ende kommt, der des Nachdenkens nicht vorzeitig müde wird. Diese Unvollendetheit bildet den verborgenen Anreiz von Pascals Ausführungen, die nicht ein in sich geschlossenes System bilden, was immer nur mit einer gedanklichen Gewalttätigkeit erkauft

werden kann. Alle Systematik mit ihrer Paragraphen-Weisheit täuscht eine abgerundete Vollendung vor, die dem Menschen versagt ist, und die ihn nötigt, die zahlreich klaffenden Lücken mit allerlei Künsten zu vertuschen, die doch nicht viel mehr wert sind als das Feigenblatt, mit dem Adam seine Scham verdecken wollte. Bei Pascal dagegen handelt es sich um einen Steinbruch. Gleich gewaltigen Blöcken liegen seine Gedanken da, die einer weiteren Behauung warten. Der Leser kann einen Aphorismus von Pascal, wie der, wenn die Nase der Kleopatra etwas kürzer gewesen, die ganze Weltgeschichte einen andern Verlauf genommen hätte, als eine bloß geistreiche Bemerkung bewerten, aber er ist doch sofort angehalten, darüber nachzudenken, ob ihr Inhalt auch zu Recht besteht. Man gewinnt bei der Lektüre der «Pensées» unablässig den Eindruck, es sei auf religionsphilosophischem Gebiet noch viel zu tun, und das ist das anspornende Agens, das von ihnen ausgeht. Das Unabgeschlossene des Pascalschen Denkens läßt einen nicht mehr los und legt sich zuletzt wie eine nicht abzuweisende Verpflichtung auf die Seele.

Nur über einen einzigen Steinblock, der dringend nach der bildhauerischen Weiterbearbeitung verlangt, soll nun zum Schluß noch ein Wort gesagt werden. Das zentralste Anliegen Pascals in seinen «Pensées» ist es, den Menschen vor die Gottesfrage zu stellen, was er mit jener psychologischen Meisterschaft versteht, wie es sonst nur noch Dostojewski in seinen Romanen gelungen ist. Die Hauptfrage für diesen Gottsucher war, auf welchem Weg der Mensch den verborgenen Gott findet. Pascal verfolgt ausgiebig die Pfade der Vernunft, ob sie zum Ziele führen. Unnachahmliche Worte stehen ihm zur Würdigung des Denkens zur Verfügung, die dartun, wie er bemüht war, sich vor «zwei Uebertreibungen» fernzuhalten, sowohl vor dem «Ausschluß der Vernunft» als dem «nur die Vernunft gelten zu lassen». Pascal gehört nicht zu den Menschen, welche das Denken verächtlich zu machen bestrebt sind, aber sein klarer Wille zur Rationalität läßt ihn auch nie bloß rationalistisch werden. Beständig stößt er zur Ueber-Rationalität des Lebens vor, zu jener Wirklichkeit, die kein geometrisches Ding ist, das in logisch durchsichtigen Sätzen aufgereiht werden kann. Wie ein Urlicht leuchtet es zuletzt vor ihm auf, daß einzig das Herz die Fähigkeit hat, Gott wahrzunehmen. Es sind ganz wundersame Ausführungen, die Pascal über das Herz als Organ, Gott aufzunehmen, getan hat, welche in Analogie stehen zu seinen Ausführungen, «daß man nur durch die Liebe in die Wahrheit eingehen kann», und denen ein um so ungewöhnlicheres Gewicht zukommt, als sie von einem mathematischen Kopf stammen. Das ist nach Pascal der Glaube «Gott spürbar im Herzen und nicht in der Vernunft» zu haben, dieweil das Herz sowohl seine eigene Ordnung hat als auch

über Gründe verfügt, welche der Verstand nicht kennt. Mit diesen Worten ist Pascal zu einer tieferen, gewöhnlich verschütteten Schicht des Christlichen vorgestoßen, welche seinem zerrissenen Menschenbild den versöhnlichen Ausklang gibt und ein Ausfluß seiner religiösen Freude ist.

Pascals Ausführungen über den Spürsinn des Herzens brauchen nicht gegen den Argwohn der Schultheologie verteidigt zu werden, der große Denker habe dadurch den Glauben dem schwankenden Gefühlsleben ausgeliefert. Freilich hängt in diesem Zusammenhang alles von der Interpretation des Ausdrucks «Herz» ab. Nicht einem unglückseligen Dualismus zwischen Kopf und Herz wie Jacobi redet Pascal das Wort, wohl aber der richtigen Rangordnung, indem der Verstand in den Dienst des Herzens gestellt wird, dem er in religiöser Beziehung den Primat zuspricht. Die Bestimmung des Herzens bei Pascal ist vielleicht am ehesten mit dem Begriff Intuition zu umschreiben. Es ist das intuitive Denken, auf das Pascal mit seiner Betonung des Herzens tendiert, und mit dem er eine der Verstandesmethode übertreffende geistige Zuverlässigkeit gewonnen hat, die auf eine bisher ganz unbekannte Art die religiöse Wahrheit von innen erhellt. Das Intuitive, das mit dem symbolischen Denken verwandt ist und das sich auf der Logik des Herzens aufbaut, ist imstande, die verschiedensten Wahrheitsaspekte gleichzeitig zu umfassen. Das Bedeutsamste an diesen Ausführungen Pascals ist jedoch die Klarheit über die Verschiedenheit der Denkmethoden und die Folgerung, welche daraus gezogen werden muß. Das rationale Denken ist für die Naturwissenschaft die ihr einzig entsprechende Form und hat deswegen auch zu den großen Errungenschaften der Neuzeit geführt. Auf religiösem Gebiet aber führt die strikte Anwendung des nur nach dem Kausalprinzip verfahrenden Denkens zu einer Entleerung. Ihm entspricht vielmehr nur das symbolhafte Denken, das auch ein Denken ist und vom «Scharfsinn des Herzens» ausgeht. Es vollzieht sich im Gegensatz zum bloß begrifflichen Denken in Bildern und bleibt sich des bildlichen Charakters seiner Aussagen durchaus bewußt. Die Furcht, man komme durch die Anerkennung dieser zwei verschiedenen Denkmethoden, die jede auf ihrem Gebiet ihre Berechtigung haben und beide von derselben Persönlichkeit betätigt werden können, wie gerade Pascal zeigt, zu dem schlimmen Resultat von der doppelten Wahrheit, ist unbegründet. Für Gott mag es nur eine Wahrheit geben, für uns Menschen, die wir nicht den Gesamtüberblick besitzen können, kann ihr Anblick nur ein vielfältiger sein. In diesen Andeutungen Pascals liegt ein in die Zukunft weisender Weg. Ein neues Erlernen des symbolischen Denkens würde im Hause der Christenheit eine fundamentale Umwälzung hervorrufen. Aus ihm allein läßt sich auch

die neue religiöse Sprache gewinnen, von der Pascal einmal in seinen Briefen schreibt, und die wieder vom Göttlichen mit jener Majestät zu reden imstande ist, die zuletzt auch im schleuderhaften Menschen der Gegenwart das Gefühl des Numinosen zu erwecken vermöchte.

Was wäre über das Thema noch mehr zu sagen? Man käme zu keinem Ende, sollte noch ausgeführt werden, was Pascal über Größe und Elend des Menschen notiert, was er über die Mitte als die wahre Humanität gesagt hat, oder wenn noch auf seine von schwermütiger Holdseligkeit erfüllten Ausführungen über «Das Mysterium Jesu» hingewiesen werden müßte, in dem er auf eine solch abgründige Weise von der ewigen Agonie Christi Zeugnis ablegte, wie sie seither kaum mehr erreicht wurde. Es muß genügen, daß wieder einmal von dem Unvergänglichen Pascals zu stammeln versucht wurde, das nach dem Urteil eines Kenners «nur mit dem Christentum selbst untergehen kann.»